

Suhrkamp Verlag

Leseprobe

Daniel ['dænjəl]
Heller– ['helə]
Roazen ['rouzən]

Echolalien
[ɛçola'li:ən]

Suhrkamp ['zu:ɣkamp]

Heller-Roazen, Daniel
Echolalien

Über das Vergessen von Sprache
Aus dem Amerikanischen von Michael Bischoff

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-58493-4

SV

Daniel Heller-Roazen

Echolalien

Über das Vergessen von Sprache

Aus dem Englischen

von Michael Bischoff

Suhrkamp

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel *Echolalias. On the Forgetting of Language* im Jahr 2005 bei Zone Books
© Daniel Heller-Roazen 2005

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2008
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie,
Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung
des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Memminger MedienCentrum AG

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

Erste Auflage 2008

ISBN 978-3-518-58493-4

1 2 3 4 5 6 – 13 12 11 10 09 08

Inhalt

1	<i>Die Blüte der Lallperiode</i>	9
2	<i>Ausrufe</i>	13
3	<i>Aleph</i>	20
4	<i>Gefährdete Phoneme</i>	28
5	<i>H & Co</i>	35
6	<i>Exile</i>	49
7	<i>Sackgassen</i>	57
8	<i>Schwellen</i>	72
9	<i>Strata</i>	82
10	<i>Verschiebungen</i>	94
11	<i>Sternchen</i>	105
12	<i>Der Glanz kehrt zurück</i>	122
13	<i>Die schreibende Kuh</i>	130
14	<i>Das mindere Tier</i>	137
15	<i>Aglossostomographie</i>	158
16	<i>Hudba</i>	173
17	<i>Schizophonetik</i>	191
18	<i>Eine Geschichte von Abū Nuwās</i>	205
19	<i>»Persisch«</i>	208
20	<i>Dichter im Paradies</i>	216
21	<i>Babel</i>	235

Anmerkungen 249

Literatur 274

Für Oleg

Ich höre, daß einige unserer See-Yahoos an meiner Seemannssprache tadeln, sie sei vielleicht ungenau oder jetzt außer Gebrauch. Das ist nicht meine Schuld. Auf meinen ersten Reisen, als ich noch jung war, wurde ich von den ältesten Seeleuten unterrichtet und lernte sprechen, wie sie sprachen. Aber seither habe ich festgestellt, daß die See-Yahoos in ihrem Wortgebrauch ebenso zur Neuerungssucht neigen wie die Land-Yahoos, die ihre Wörter jedes Jahr wechseln, so daß ich stets, wenn ich in mein Vaterland zurückkehrte, ihren alten Jargon so verändert fand, daß ich den neuen kaum mehr verstehen konnte. Und ich bemerke, daß, wenn ein Yahoo aus London kommt, um mich aus Neugierde in meinem eigenen Hause zu besuchen, wir beide nicht imstande sind, unseren Gedanken in einer für den anderen verständlichen Weise Ausdruck zu verleihen.

Jonathan Swift, *Gullivers Reisen*

Erstes Kapitel

Die Blüte der Lallperiode

Wie jeder weiß, sprechen Kinder anfangs nicht. Sie machen Geräusche, die einerseits den Klang menschlicher Sprache vorwegnehmen, sich andererseits aber deutlich davon unterscheiden. Wenn Kleinkinder sich dem Punkt nähern, an dem sie ihre ersten erkennbaren Worte bilden, verfügen sie über Artikulationsmöglichkeiten, die selbst der sprachbegabteste Erwachsene nicht zu erreichen vermag. Das war zweifellos auch der Grund, weshalb Roman Jakobson sich für das Geplapper von Kleinkindern interessierte, neben anderen Dingen wie dem russischen Futurismus, der vergleichenden Metrik der slawischen Sprachen und der strukturellen Phonologie, der Wissenschaft der Lautformen in den verschiedenen Sprachen. In seinem Buch *Kindersprache, Aphasie und allgemeine Lautgesetze*, das er von 1939 bis 1941 im norwegischen Exil in deutscher Sprache schrieb, bemerkt Jakobson: »Ein lallendes Kind kann Artikulationen aufhäufen, die sich nie innerhalb einer Sprache oder sogar einer Sprachgruppe zusammenfinden: Konsonanten beliebiger Bildungsstelle, mouilliert und gerundet, Zischlaute, Affrikaten, Schnalze, kompliziertere Vokale, Diphtonge usw.«¹ Im Anschluß an Forschungen sprachwissenschaftlich ausgebildeter Psychologen gelangte Jakobson zu der Erkenntnis, daß den Lautbildungsfähigkeiten des brabbelnden Kindes in der von ihm so genannten »Blüte der Lallperiode« keine Grenzen gesetzt sind. Im Bereich der Artikulation seien Kleinkinder zu allem fähig. Ohne die geringste Anstrengung vermöchten sie alle in menschlichen Sprachen vorkommenden Laute zu erzeugen.

Nun könnte man meinen, angesichts solcher sprachlicher Fähigkeiten müsse der Erwerb einer bestimmten Sprache für das Kind eine leichte und schnell zu bewältigende Aufgabe sein. Aber so ist es nicht. Zwischen dem Brabbeln des Kindes und seinen ersten Worten besteht kein bruchloser Übergang, vielmehr kommt es zu einer deutlichen Unterbrechung, einer Art Wendepunkt, an dem das Kind seine bislang grenzenlosen Fähigkeiten zur Lautbildung einzubüßen scheint. »Wie alle Beobachter mit lebhafter Überraschung bezeugen«, schreibt Jakobson, »verliert das Kind beim Übergang vom *Vorsprachstadium* zum ersten Worterwerbe, also zur ersten wirklichen *Sprachstufe*, beinahe sein ganzes Lautvermögen.«² Eine partielle Atrophie des Lautvermögens wäre an diesem Punkt keineswegs erstaunlich, denn wenn das Kind eine bestimmte Sprache zu sprechen beginnt, benötigt es offensichtlich nicht mehr all die Konsonanten und Vokale, zu deren Bildung es ursprünglich fähig war. Da es die in der nun zu erlernenden Sprache fehlenden Laute nicht benutzt, ist es nur natürlich, daß es vergißt, wie man sie hervorbringt. Doch wenn das Kind eine Sprache zu lernen beginnt, verliert es nicht nur die Fähigkeit, Laute zu bilden, die außerhalb des Lautrepertoires der betreffenden Sprache liegen. Als »auffallend« bezeichnet Jakobson vielmehr die Tatsache, daß auch viele Laute, die sich sowohl im kindlichen Lallen als auch in der Erwachsenensprache finden, aus seiner Kindersprache herausfallen. Erst zu diesem Zeitpunkt kann man sagen, daß der Erwerb einer bestimmten Sprache tatsächlich begonnen hat. Über einen Zeitraum von mehreren Jahren wird nun das Kind sich schrittweise das für seine spätere Muttersprache typische Lautrepertoire aneignen, und zwar in einer Reihenfolge, deren Struktur und Stufenfolge Jakobson als erster dargestellt hat: Ausgehend zum Beispiel von Dentallauten (wie *t* und *d*), lernt das Kind, Palatale und

Velare (wie *k* und *g*) auszusprechen; nach Verschluß- und Labiallauten (wie *b*, *p* und *m*) erwirbt das Kind die Fähigkeit, Frikative (wie *v*, *s* und *f*) zu bilden, und so weiter, bis das Kind am Ende dieses Lernprozesses zu einem *native speaker* geworden ist (um es mit diesem allseits bekannten, aber offensichtlich sehr ungenauen Begriff zu sagen), also bis es seine Muttersprache erworben hat.

Was wird nun dabei aus den vielen Lauten, die das Kind einst mit größter Leichtigkeit hervorbringen konnte, und was wird aus der vor dem Erwerb einer bestimmten Sprache besessenen Fähigkeit, alle in irgendeiner Sprache vorkommenden Laute zu produzieren? Es ist, als könnte das Kind eine bestimmte Sprache nur durch einen Akt des Vergessens erlernen, durch eine kindliche Sprachamnesie (oder eher eine Lautamnesie, da das Kleinkind nicht Sprache schlechthin zu vergessen scheint, sondern eine offenbar grenzenlose Fähigkeit zu undifferenzierter Lautbildung). Wird das Kind von der Realität der einen Sprache vielleicht so stark vereinnahmt, daß es den grenzenlosen, aber letztlich sterilen Bereich aufgibt, der die Möglichkeit aller anderen Sprachen einschließt? Oder sollten wir die Erklärung besser in der neu erworbenen Sprache suchen? Weigert sich die Muttersprache, wenn sie von dem neuen Sprecher Besitz ergreift, auch nur den Schatten einer anderen Sprache zu dulden? Noch komplizierter wird der Sachverhalt durch den Umstand, daß Kinder zu dem Zeitpunkt, da sie verstummen, nicht einmal »ich« sagen können, weshalb man zögert, ihnen das Bewußtsein eines sprechenden Wesens zuzuschreiben. Jedenfalls kann man sich nur schwer vorstellen, die Laute, die das Kind einst mit solcher Leichtigkeit hervorbringen konnte, seien für immer verschwunden und hätten allenfalls eine Rauchspur hinterlassen (und Rauch ist ja immerhin noch etwas). Zumindest zwei Dinge treten an die Stelle, die

durch das Verschwinden der nun nicht mehr produzierbaren Laute leer geworden ist, denn aus dem Verschwinden des Lallens gehen eine Sprache und ein sprechendes Wesen hervor. Das mag durchaus unvermeidlich sein. Vielleicht muß das Kind die unendliche Reihe der in der »Blüte der Lallperiode« produzierten Laute vergessen, um das für die einzelne Sprache charakteristische endliche System der Konsonanten und Vokale beherrschen zu lernen. Vielleicht ist der Verlust des grenzenlosen Lautrepertoires der Preis, den das Kind zahlen muß, um das Bürgerrecht in einer einzelnen Sprache zu erwerben.

Bleibt in den Sprachen der Erwachsenen etwas von der unendlichen Vielfalt des Lallens erhalten, aus der sie hervorgegangen sind? Falls es so sein sollte, wäre es nur ein Echo, denn wo Sprachen sind, ist das Brabbeln des Kindes längst verschwunden, zumindest in der Form, die es einst im Munde des Kindes annahm, als es noch nicht sprechen konnte. Es wäre nur das Echo eines anderen Sprechens oder das Echo von etwas anderem als Sprechen: eine Echolalie, welche die Erinnerung an das undifferenzierte, unvordenkliche Lallen bewahrte, das durch sein Verschwinden erst die Existenz aller Sprachen ermöglicht.

Zweites Kapitel

Ausrufe

In gewissem Sinne verlieren Kinder die vergessenen Laute niemals ganz, denn es gibt einen Bereich des Sprechens, in dem sie mit erstaunlicher Regelmäßigkeit wiederkehren, und zwar in jenen Äußerungen, die gewöhnlich mehr oder weniger präzise als »onomatopoetisch« bezeichnet werden. Man hat schon oft beobachtet, daß Kinder beim Erlernen einer Sprache menschliche Stimmen in ihrer Umgebung nachzuahmen versuchen und dabei vielfach nicht die Laute verwenden, die sie in ihrer eigenen Muttersprache hervorzubringen vermögen, sondern solche Laute, die sie ansonsten anscheinend nicht mehr bilden können, obwohl sie sie einst vollkommen mühelos hervorbrachten. Jakobson setzt sich mit dieser Erscheinung recht eingehend in seinem Buch *Kindersprache, Aphasie und allgemeine Lautgesetze* auseinander und weist ihr eine systematische und universelle Rolle beim Spracherwerb zu. »So beobachtet man bei Kindern, die noch über keine velaren Phoneme verfügen, eine Nachahmung der fallenden Rollvorhänge *gi*, des Rabenkrähens *kra kra*, ein Zeichen des Wohlgefallens *gaga*, einen Laut der Freude *ch-ch*, ein *kha* = »pfui« usw. Obgleich die Engekonsonanten im »sachlich benennenden Sprechen« des Kindes noch durch Verschlusskonsonanten ersetzt werden, können die ersteren als lautmalerische Mittel in seinen Onomatopöien auftreten: der Straßenbahnwagen wird durch *zin-zi* wiedergegeben, durch *ss* wird von einem Kinde die Katze, von einem anderen die Fliege imitiert, und es mangelt nicht an Versuchen, mittels eines *f* das Geräusch eines Flugzeuges nachzumachen oder Hühner und Hunde zu ver-

jagen. Die Liquida *r* fehlt zwar noch in den Wörtern, die das Kind von den Erwachsenen entlehnt, doch können mit diesem Laut die Stimmen der Vögel oder das Schnarren reproduziert werden, und Kinder, die sonst noch kein *i* gebrauchen, bilden das Hundebellen mit *didi* oder das Geschrei der Spatzen mit *titi*, *mimimi*, *bibi* und *pipi* nach.«¹

Die Nachahmung von Tieren und mechanischen Lauten gehört offenbar zu einer seltsamen und komplexen Dimension der kindlichen Sprache, deren Stellung in der Sprachentwicklung keineswegs klar ist. Bilden die vom Kind in seinen lautmalerischen Äußerungen benutzten Laute die letzten Überreste eines ansonsten vergessenen Lallens oder die ersten Anzeichen einer kommenden Sprache? Die Ausrufe des Kindes verweisen jedenfalls darauf, daß die Sprache sich in einer Zeit entwickelt, die weder als einheitlich noch als linear verstanden werden kann. So entschlossen sich hier eine bestimmte Sprache entwickeln mag, enthält sie doch auch weiterhin Elemente – Spuren oder Vorzeichen – einer anderen.

Darin unterscheiden Kinder sich durchaus nicht von den Erwachsenen, die sie einmal sein werden. Im selben Jahr, als Jakobson sein bahnbrechendes Werk über Spracherwerb und Sprachverlust schrieb, bewies sein enger Freund Nikolai Sergejewitsch Trubetskoy, mit dem er Jahre zuvor den Prager sprachwissenschaftlichen Kreis gegründet hatte, daß Lautmalereien zu einem Äußerungstyp gehören, der in der Sprache von Kindern und Erwachsenen gleichermaßen anzutreffen ist. In seiner unvollendeten, aber dennoch monumentalen Studie über die Grundzüge der Phonologie fügt er am Ende des vierten Kapitels, in dem er unter dem Titel »Phonologische Systematik der distinktiven Sprachgegensätze« die vokalischen, konsonantischen und prosodischen Eigenschaften behandelt, noch einen Abschnitt hinzu, der eher den Charakter eines An-

hangs hat: eine kurze, aber weitreichende Diskussion der von ihm so genannten »anormalen distinktiven Elemente«. Dort schreibt er: »Außer dem normalen phonologischen System weisen viele Sprachen noch besondere phonologische Elemente auf, die mit ganz speziellen Funktionen auftreten.«² Dazu gehören die »Fremdlaute«, die Sprecher einer Sprache produzieren, wenn sie Laute einer anderen Sprache nachzuahmen versuchen: Phoneme in Lehnwörtern aus fremden Sprachen, die beim Übergang von einer Sprache in die andere unausweichlich ihre Gestalt verändern und eine neue, ganz eigentümliche, weder in der fremden noch in der eigenen Sprache zu findende Form annehmen. Als Beispiele nennt Trubetzkoy, der damals in Wien lebte, die bei deutschen Sprechern anzutreffende Aussprache französischer oder slawischer Wörter, die stimmhafte Formen von *ʃ* (also *ž*) oder nasalisierte Vokale enthalten – beides Laute, die im phonologischen System der deutschen Sprache normalerweise nicht vorkommen. Um etwa den ausländischen Ursprung des Wortes »Telefon« im Unterschied zum deutschen »Fernsprecher« hervorzuheben, sprechen die Wiener die letzte Silbe des Wortes oft als halboffenen Nasalvokal aus. Sie sagen »telefõ« und verweisen damit auf einen französischen Laut, den es im Deutschen tatsächlich nicht gibt (den Nasal *õ*), der aber auch in der korrekten Aussprache des französischen Wortes für »Telefon«, nämlich *téléphone*, gar nicht vorkommt. Phoneme, die zur Gruppe der »distinktiven anormalen Elemente« gehören, finden sich außerdem auch »in Interjektionen, Onomatopöien und in den an Haustiere gerichteten Kommando- bzw. Lockrufen« der Kinder- wie auch der Erwachsenensprache.³

Diese exklamatorischen Äußerungen besitzen nach Trubetzkoy keine »Darstellungsfunktion im eigentlichen Sinne«. In der Terminologie der aktuellen Sprachphilosophie könnte

man sie als »Sprechakte« bezeichnen, die zwar nicht vollkommen bedeutungsfrei sind, aber auch nichts behaupten oder bestreiten. Im Unterschied zu klassischen Aussagen »sagen sie nichts über bestimmte Dinge aus«. Ihre einzige Funktion liegt in der Kraft ihrer Äußerung. An sich ist diese Erkenntnis natürlich keineswegs neu. Daß ein Ausruf keine Behauptung darstellt, weiß die Sprachtheorie spätestens, seit Aristoteles in seiner zentralen Abhandlung über die Aussage, die in der philosophischen Tradition unter dem Titel *De interpretatione*⁴ bekannt ist, alle exklamatorischen Äußerungen wie Gebete und Ausrufe aus dem Bereich der Logik ausschloß. Trubetzkoy's eigentliche Erkenntnis bezieht sich auf jenen Bereich der Linguistik, den er selbst zu weiten Teilen definierte, also die Phonologie, denn er zeigte, daß der formallogischen Sonderstellung der Ausrufe eine ebenso außergewöhnliche phonetische Struktur entspricht. Trubetzkoy zeigte nämlich, daß die bei Interjektionen, bei der Nachahmung außermenschlicher Stimmen und bei Kommandos für Tiere benutzten Laute sich nur selten in den üblichen Ausdrücken der Muttersprache der jeweiligen Sprecher finden, sondern meist deutlich jenseits der Grenzen liegen, welche die Lautgestalt der betreffenden Sprache bestimmen. Wie gewöhnlich fällt es dem Sprachwissenschaftler nicht schwer, Beispiele dafür anzuführen. Allein schon für die europäischen Sprachen verweist er auf »die durch ›hm‹ wiedergegebene Interjektion, die Schnalzlaut zum Antreiben der Pferde, das Lippen-r zum Anhalten der Pferde oder als Interjektion des Schauders (›brrr!‹)«. ⁵ Diese Liste läßt sich leicht verlängern, selbst wenn wir uns auf die Vielzahl außergewöhnlicher Laute beschränken, wie sie Sprecher einer einzelnen Sprache in exklamatorischen Äußerungen produzieren. Im Englischen denke man etwa an den verbreiteten Ausruf des Ekels *ukh*, der den konstriktiven Konsonanten *kh* enthält

(ähnlich dem mit dem kastilischen Buchstaben *jota* oder dem arabischen Buchstaben *ح* umschriebenen Laut) und der in manchen Sprachen in distinktivem Gegensatz zu einem velaren *k* oder einem stärker gutturalen *h* gebraucht wird, aber eigentlich keinen Platz im englischen Lautsystem hat. Oder man denke an das »apiko-alveolare« oder »gerollte« *r*, das englischsprachige Kinder einst zur Nachahmung des Telefonlärms benutzten, oder auch an das »dorso-velare« oder »tremulierte« *r*, das oft verwendet wird, um das Schnurren einer Katze zu imitieren, und das an die liquiden Konsonanten im modernen Deutsch oder Französisch erinnert; oder schließlich an den mittleren Laut in dem zeitgenössischen englischen Ausruf des Erschreckens *uh-oh*, der eine deutliche Ähnlichkeit mit dem im Arabischen oder Dänischen so bedeutsamen Verschlusslaut besitzt, dem aber im Standardenglisch gewöhnlich keine distinktive Funktion zugeschrieben wird. In allen Fällen öffnen Interjektionen ein Lautsystem für Phoneme, die normalerweise jenseits seiner Grenzen liegen, und führen die betreffende Sprache damit an einen Punkt, an dem, wie Trubetzkoy schreibt, »das gewöhnliche phonologische System nicht gültig ist«. ⁶ Die einzelne Sprache überschreitet die Grenzen, durch die sie normalerweise definiert ist, und bewegt sich in einen nichtdistinktiven Lautbereich hinein, der zu keiner einzelnen Sprache gehört – und in Wirklichkeit oft gar keiner menschlichen Sprache anzugehören scheint.

Es ist nicht leicht, die Stellung solcher exklamatorischen Laute in einer einzelnen Sprache genau zu bestimmen, und Trubetzkoy's Entscheidung, die Erörterung der »distinktiven anomalen Elemente« auf den Schluß seines Kapitels über phonologische Systeme zu beschränken, zeugt möglicherweise von einer gewissen Abneigung, den Gegenstand direkt anzusprechen. Denn in welcher Beziehung stehen exklamatorische

Äußerungen kindlicher wie auch erwachsener Sprecher zu den Sprachen, in denen sie geäußert werden? Einerseits scheinen Interjektionen eine in allen Sprachen anzutreffende Dimension zu bilden, ist es doch schwer oder gar unmöglich, sich eine Sprachform vorzustellen, in der sie nicht vorkommen könnten. Doch andererseits sind Ausrufe stets durch einen Überschuß über die Phonologie der einzelnen Sprache gekennzeichnet, da sie aus spezifischen Lauten bestehen, die *per definitionem* in der betreffenden Sprache sonst nicht vorkommen. »Distinktive anomale Elemente« gehören zu einer Sprache und gehören zugleich doch auch nicht dazu, oder genauer gesagt, sie gehören gerade insofern zu einer Sprache, als sie nicht dazugehören. Als phonetische Äquivalente jener paradoxen Entitäten, welche die anerkannte Logik schon bei deren Grundlegung aus den betreffenden Disziplinen ausschloß, bilden die Geräusche der Ausrufe innerhalb jeder Sprache die »Elemente«, die zu deren Lautrepertoire gehören und zugleich nicht dazu gehören. Sie sind unwillkommene, aber unvermeidliche Glieder jedes phonologischen Systems, ohne die keine Sprache auskommt, obwohl keine von ihnen sie als die Ihrigen anerkennt.

Daß solche phonetischen Elemente durchaus nicht so »anomal« sind, wie sie erscheinen mögen, bestätigt kein geringerer Denker und Sprachschöpfer als Dante, der in seiner unvollendeten Abhandlung über die Sprache, *De vulgari eloquentia*, bemerkt, daß seit dem Sündenfall menschliche Sprache stets mit einem Ausruf der Verzweiflung begonnen habe: »Heu!«⁷ (Also – und das ist bemerkenswert – mit einer Äußerung, die zumindest in ihrer geschriebenen Form jenen für einen Laut stehenden Buchstaben enthält, der im mittelalterlichen Latein, wie Dante es kannte, nicht vorkam: das reine, gehauchte *h*.) Die Bemerkung des Dichters verdient durchaus eine ernsthafte

Betrachtung. Was hieße es, wenn die erste Form menschlicher Rede keine Aussage, keine Frage und kein Name war, sondern ein Ausruf? Dantes Äußerung wird vielleicht mißverstanden, wenn wir sie allzu wörtlich nehmen, denn sie definiert weniger die empirischen Voraussetzungen des Sprechens als die strukturellen Bedingungen, die erst eine Definition von Sprache ermöglichen. Diese Bedingungen, so meint Dante, sind die der Interjektion: Sobald es Ausrufe geben kann, sagt danach der Dichter-Philosoph, kann es Sprache geben, vorher jedoch nicht. Eine Sprache, in der man nicht aufschreiben könnte, wäre noch keine wahrhaft menschliche Sprache. Und dies vielleicht deshalb, weil Sprache nirgendwo solche Intensität erlangt wie in der Interjektion, der Lautmalerei und der menschlichen Nachahmung nichtmenschlicher Geräusche. Niemals ist eine Sprache mehr »sie selbst« als in dem Augenblick, da sie das Terrain ihres eigenen Klangs und Sinns verläßt und Laute von Dingen oder Lebewesen übernimmt, die keine eigene Sprache haben oder haben können: die Laute von Tieren und natürliche oder mechanische Geräusche. Genau hier, in der Überschreitung hin zu einem Sprechen, das keines ist, öffnet Sprache sich dem Außersprachlichen, das ihr vorausgeht und folgt. Genau hier, in der Äußerung fremdartiger Laute, die der Sprecher einer Sprache gar nicht aussprechen zu können meinte, erweist Sprache sich buchstäblich als »Ausrufen« (*ex-clamare*): als »Aus-ruf« in die jenseits ihrer selbst oder ihr vorausliegenden Laute außermenschlichen Sprechens, die sie weder ganz in der Erinnerung bewahren noch ganz vergessen kann.

Drittes Kapitel

Aleph

In der hebräischen Sprache gibt es einen Buchstaben, den niemand aussprechen kann. Nicht daß er für einen besonders anspruchsvollen Laut stünde, wie es etwa bei dem berüchtigt schwierigen emphatischen Dentallaut des klassischen Arabischen (ض) der Fall ist, den selbst viele Muttersprachler niemals vollständig beherrschen, oder bei der komplizierten sibilanten Liquida des Tschechischen (ř), das Ausländern so große Schwierigkeiten bereitet. In einer seiner wenigen persönlichen Bemerkungen bekannte Roman Jakobson, daß er diesen Laut in seinen Träumen nicht immer korrekt auszusprechen vermochte.¹ Der hebräische Buchstabe *Aleph* (א) ist unaussprechlich, und das nicht, weil er zu kompliziert wäre, sondern weil er zu einfach ist. Niemand vermag diesen Buchstaben auszusprechen, weil er im Unterschied zu allen übrigen gar keinen Laut darstellt. Natürlich glaubt man, daß dies nicht immer so war. Ursprünglich soll das *Aleph* die Bewegung des Kehlkopfs bei der Erzeugung eines Rachenverschlußlautes markiert haben. Dann hätte der hebräische Buchstabe – eher ähnlich dem arabischen *Hamza* (ء) als dem arabischen *Alif* (ا) – für eine bloße Artikulationsgeste gestanden, und er hätte etwa so geklungen, wie der große Grammatiker des klassischen Arabischen Sibawayhi einmal das *Hamza* beschrieb: wie »ein plötzlicher Krampf in der Brust, dessen Hervorbringung einige Kraft kostet«.² In seinem *Compendium grammatices linguae hebraeae* beschrieb Spinoza die Lautgestalt des Buchstabens *Aleph* sehr präzise und meinte, er lasse sich »durch keinen anderen in den europäischen Sprachen erklären«.³ Genau genommen sei